

(Nachdruck verboten.)

Arbeit.

92] Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Voisgelin unterbrach Suzanne mit lebhafter Hand-
bewegung.

„Es handelt sich nicht bloß um die heute einfließenden
Summen, sondern um alle die schon aufgehäuften Milliarden,
die sich täglich durch neue Millionen vergrößern. Ich finde
mich schon gar nicht mehr zurecht, ich weiß nicht mehr, was
ich mit diesem kolossalen Vermögen anfangen soll. Ich muß
es doch verwalten, es nutzbringend anlegen, es überwachen,
wenn ich nicht allzusehr bestohlen werden soll. O, das ist eine
Aufgabe, von deren Schwierigkeit Sie sich keinen Begriff
machen können, und die mich erdrückt, mich unglücklicher
macht als den Ärmsten der Armen!“

Seine Stimme zitterte, und Thränen rannen über seine
Wangen. Er war mitleiderregend, und Lucas, dem dieser Un-
thätige in seiner arbeitsamen Stadt ein Greuel war, fühlte
sich gleichwohl tief bewegt.

„Pah, Sie könnten gleichwohl einmal einen Tag aus-
ruhen,“ sagte er. „Ich würde an Ihrer Stelle dem Kate
Ihrer Frau folgen, würde hübsch zu Hause bleiben und mich
an den Rosen im Garten erfreuen.“

Voisgelin sah ihn wieder mißtrauisch an. Dann sagte
er, plötzlich einen freundschaftlichen, vertraulichen Ton an-
schlagend:

„Nein, nein, ich muß unbedingt fort. Mehr noch als die
Uebervachung meiner Arbeiter und die Verwertung meines Ver-
mögens liegt mir die Sorge schwer auf der Seele, daß ich
nicht weiß, wo ich mein Geld aufbewahren soll. Denken Sie
nur, Milliarden und Milliarden! Das nimmt schon so viel
Platz ein, daß kein geschlossener Raum groß genug dazu ist.
Da will ich mich nun einmal umsehen, ob ich nicht irgendwo
eine große, tiefe Höhle finde. Aber sagen Sie niemand etwas,
kein Mensch darf eine Ahnung davon haben!“

Und während Lucas bestürzt auf Suzanne blickte, die
mit Mühe ihre Thränen zurückdrängte, benutzte Voisgelin die
Pause, um an ihnen vorbei und fortzugehen. Mit noch
immer raschem Schritt erreichte er die Straße und verschwand.
Lucas wollte ihm nachsehen.

„Ich versichere Ihnen, liebe Freundin, daß Sie unrecht
thun, ihn so sich selbst zu überlassen. Ich kann ihm nicht
begegnen, wie er so verloren überall umherirrt, ohne zu
fürchten, daß es noch einmal ein großes Unglück mit ihm
gibt.“

Seit langem schon hegte er diese Befürchtung, und nur
die Gelegenheit gab ihm den Mut, mit Suzannen davon zu
sprechen. Nichts war ihm peinlicher als der Anblick dieses in
Kindheit zurückverfallenen Greises, der seine Wahnbilder von
Reichtum und Luxus durch die emsige Arbeitsstadt trug.
Wenn er ihm begegnete, gleich einem letzten Proteste, der Ver-
gangenheit, folgte er ihm mit den Augen und konnte lange
den beklemmenden Eindruck dieses wandelnden Gespenstes der
toten Gesellschaft nicht abschütteln.

Suzanne versuchte ihn zu beruhigen.

„Er ist vollkommen harmlos, dessen können Sie sicher
sein. Ich fürchte nur für ihn, denn manchmal ist er
so niedergeschlagen, so trübsinnig, so erdrückt von seinem un-
geheuren Reichtum, daß ich Angst habe, er könnte auf einmal
ein Ende machen wollen. Aber wie könnte ich es über mich
bringen, ihn einzuschließen? Es wäre eine unnötige Grausam-
keit, da er doch niemand etwas in den Weg legt, nicht einmal
mit jemand spricht, sondern scheu und furchtsam umhergeht
wie ein Kind, das aus der Schule weggeblieben ist.“

Die Thränen, die sie bisher zurückgehalten hatte, liefen
nun über ihre Wangen.

„Ach, der Unglückliche! Ich habe viel durch ihn ge-
litten, aber er hat mir noch nie so viel Kummer gemacht
wie jetzt!“

Als sie dann erfuhr, daß Lucas sich in die Schulen be-
gab, erbot sie sich, ihn zu begleiten. Auch sie war nun schon
in ein hohes Alter getreten, sie zählte achtundsechzig Jahre;

aber sie war gesund, beweglich und thätig geblieben und er-
füllte ihr Leben mit der Sorge für andre, mit guten Werken.
Seitdem ihr Sohn Paul, der nun verheiratet und Vater
mehrerer Kinder war, sie nicht mehr in Anspruch nahm,
hatte sie sich eine größere Familie geschaffen, indem
sie Lehrerin wurde und die Kinder der ersten Klasse,
die ganz Kleinen, im Gesang unterrichtete. Es war
ihr eine köstliche Aufgabe, in den reinen, kindlichen
Seelen die Harmonien der Musik zu erwecken. Sie
war eine gute Musikerin, aber sie wollte den Kleinen
keinerlei musikalisches Wissen beibringen, sie wollte ihnen
lediglich das Singen natürlich machen, wie den Vögeln im
Walde, wie allen Geschöpfen, die frei und fröhlich leben.
Und sie erzielte wunderbare Erfolge, in ihrer Klasse schmetterte
und jubilierte es wie in einem Vogelhaus, und die Jugend,
die sie aus ihren Händen entließ, erfüllte dann die andern
Klassen, die Werkstätten, die ganze Stadt mit unablässig
zweischernder Fröhlichkeit.

„Heute ist aber nicht Ihr Tag“, bemerkte Lucas.

„Nein, ich will bloß die Erholungsstunde benutzen, um
meine kleinen Engel ein Lied wiederholen zu lassen. Dann
haben wir auch einiges zu beraten, Coeurette, Josine
und ich.“

Die drei Frauen waren unzertrennliche Freundinnen ge-
worden. Coeurette hatte die Leitung der Zentralkrippe bei-
gehalten, wo sie über die Kleinsten wachte, über die Kinder,
die noch in der Wiege lagen oder eben erst zu gehen an-
fingen. Und Josine leitete die Schneiderinnen- und Wirt-
schaftsschule, wo sie aus allen Mädchen, die durch ihre Hände
gingen, gute Hausfrauen und gute Mütter machte. Außerdem
bildeten Suzanne, Coeurette und Josine eine Art Rat der
Drei, der alle die Frauen betreffenden ersten Angelegen-
heiten des Gemeinwesens besprach und bestimmte.

Lucas und Suzanne waren die baumbepflanzte Straße
entlang geschritten und betraten nun den großen Platz, auf
welchem sich das Gemeinhaus befand, das von grünen
Rasenplätzen und herrlichen Blumenbeeten umgeben war.
Das einfache Gebäude der ersten Zeit hatte nun einem
wahren Palast Platz gemacht, dessen polychrome Fassade mit
den leuchtenden Farbencen und der sichtbaren Eisenkonstruktion
erquickend auf das Auge wirkte. Große Festsäle, Spielhallen
und ein Theater standen hier dem Volke zur Verfügung und
vereinigten es zu häufigen Belustigungen, die die Tage
der Arbeit unterbrachten. Neben dem Familienleben, welches
sich jeder in seinem Hause nach seinem Gefallen ge-
staltete, war es gut und erprießlich, das Volk so
oft als möglich in gemeinsamen Veranstaltungen zu einer
Einheit zusammenzufassen, das Leben aller an gewissen Tagen
in ein einziges Bett zu lenken, damit die vollkommene Har-
monie immer mehr zur Wahrheit werde. Während daher die
Familienhäuser einfach waren, prangte das Gemeinhaus in
reichem Luxus, entwickelte alle die Pracht und Schönheit, die
dem königlichen Wohnsitz des souveränen Volkes zukommt.
Es schien eine Stadt in der Stadt werden zu wollen,
so dehnte es sich unaufhörlich, um den wachsenden Be-
dürfnissen zu genügen. Hinter dem Hauptgebäude
entstanden immer neue Neubauten für Bibliotheken, für
Laboratorien, für Vorlesungen und Kurse, welche jedermann
zu Untersuchungen und Experimenten zur Verfügung standen,
welche Bildung und Wissen zu einem für alle offenen Gebiete
machten und die festgestellten Wahrheiten überall verbreiteten.
Außerdem gab es Rasenplätze und lustige Hallen für
körperliche Uebungen aller Art und ausgezeichnet eingerichtete
Badehäuser mit Bannern- und Schwimmbädern, welche überflutet
waren von dem frischen, klaren Wasser, das von den Hängen
der Monts Bleus herabkam und durch seinen unerchöpf-
lichen Reichtum die Sauberkeit, die Gesundheit und Freude
der wachsenden Stadt bildete. Und gar die Schulen waren eine
Welt für sich geworden, die nun neben dem Gemeinhaus in
eigenen Gebäuden untergebracht waren, und wo Tausende
von Kindern unterrichtet wurden. Um eine schädliche Ueber-
füllung zu vermeiden, waren zahlreiche Abteilungen errichtet
worden, jede in einem abgesonderten Pavillon, dessen Fenster
auf einen Garten sahen. Das Ganze bildete eine Stadt
der Kindheit und Jugend, von den Kleinsten in der Wiege
angesungen bis zu den Jünglingen und jungen Mädchen, die

Ihre Lehrlingszeit durchmachten, nachdem sie die fünf Klassen der Schule besucht und dort eine vollständige Bildung und Erziehung genossen hatten.

„Ich fange immer beim Anfang an,“ sagte Lucas mit seinem heiteren Lächeln. „Zuerst besuche ich immer meine kleinen Freunde, die noch an der Brust liegen.“

„Selbstverständlich,“ erwiderte Suzanne ebenfalls heiter. „Ich gehe mit Ihnen.“

In diesem Pavillon, dem ersten zur Rechten, der mitten in einem Rosengarten stand, herrschte Soeurette über etwa hundert Wiegen und über ebensoviele Kollstühlchen. Sie überwachte auch die benachbarten Pavillons, aber sie kehrte immer zu diesem zurück, wo sich drei Entelkinnen und ein Entel Lucas' befanden, die sie vergötterte. Lucas und Josine, die wußten, wie sehr die gemeinsame Erziehung der Kinder der Stadt nützlich gewesen, hatten gewünscht, daß die Kinder ihrer Kinder von zartester Jugend auf mit den andern aufwüchsen.

Josine befand sich eben auch da, an der Seite Soeurettens. Beide waren nicht mehr jung, Josine achtundfünfzig, Soeurette fünfundsechzig Jahre alt. Aber Josine war noch immer schlank und anmutig, hatte noch immer ihr prachtvolles Haar, dessen Goldfarbe nur etwas verblaßt war; während Soeurette, wie das bei schwächlichen, reizlosen Mädchen oft der Fall ist, nicht zu altern schien und mit den Jahren eine eigne unvergängliche Anmut gewonnen hatte. Suzanne war mit ihren achtundsechzig Jahren die älteste, auch sie vom Alter verschönt, die nie eine andre Schönheit besessen hatte als die ihrer sanften Güte und ihrer durch Nachsicht gemilderten Klugheit. Und alle drei umgaben Lucas mit ihren treuen Herzen, die eine als liebende Gattin, die beiden andern als leidenschaftlich ergebene Freundinnen.

Als Lucas mit Suzanne eintrat, hielt Josine einen Knaben von kaum zwei Jahren auf dem Schoße, dessen rechtes Händchen Soeurette untersuchte.

„Was hat mein kleiner Olivier?“ fragte Lucas beunruhigt. „Hat er sich verletzt?“

Es war sein jüngster Entel, Olivier Froment, Sohn seines ältesten Sohnes Gilaire und Colettens, der Tochter Nanets und Nises. Alle die Ehen, die geschlossen worden, trugen nun ihre Früchte, erfüllten die Krippen und Schulen mit einer unaufhörlich wachsenden Flut blonder und brauner Köpfe, mit der blühenden Schar der Jugend, die unaufhaltsam der Zukunft entgegenwuchs.

„D,“ sagte Soeurette, „nur ein kleiner Splitter, wahrscheinlich vom Brett seines Stühlchens. So — es ist schon wieder gut!“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Ein großer Feldherr, der über die Truppen der ganzen militärisch entwickeltesten Erde kommandiert, und der eines späten Abends durch das Fenster eines in Flammen stehenden unverbrennlichen Abesthauses, nur mit Hemd und Marschallstab bekleidet, flüchtet, ein Welteroberer, der nach solchem Mißgeschick das thränen-schuldende Telegramm an die treue Gattin in der Heimat sendet: alle meine Habe verloren — ein solcher Mann hat seinen Schreden eingeblüht, der gehört in die Fastnachtsspiele und in die Couplets der Nauchtheater; es mag zwar ungerecht und nichtswürdig sein, aber das Gelächter fordert nun einmal sein Recht, es ist grausam und unerbittlich, es giebt keinen Pardon. Der lorbeerumwidelte kinematographierte Held, der auszog, um Hunnennamen zu erwerben, ist selbst ein Opfer des Hunnentums geworden, des Hunnentums der zerstückelten Komik. Eicher wird der Marschall Seitwärts in den Schaustellungen der chinesischen Bühne künftig eine große Rolle spielen; sein Gedächtnis wird in China ewiger sein als in Europa. Der chinesische Poet wird ihn einführen als blut- und wuschnaubenden Eisenfresser, der keinen Abend ruhig sein frommes christliches Abendgebet sprechen kann, ehe er nicht 10 000 Chinesen auf dem Schlachthof der Welt-politik niedergemetzelt, und der dann vor einem Streichhölzchen, das sein Leibloch invorsichtigerweise in eine Ecke des Abesthauses geworfen, aus dem Fenster entflieht, in Hemd und Marschallstab. . . Die Chinesen haben Unsägliches von der Soldateska der christlichen Kultur erdulden müssen, man hat sie sonder Zahl getötet, ihre Städte und Dörfer zerstört, ihre Felder zertreten und ihre Heilig-tümer geschändet, ihre Schätze verwüßt oder verschleppt — aber dafür haben sie eines gewonnen: das prächtigste Motiv für ihre Litteratur, und da die Chinesen ein Litteratenvolk sind, werden sie am Ende um dieses köstlichen Ertrages willen die schlimmen Opfer und Leiden verschmerzen. Hat China heute einen Nationaldichter von Kraft und Kühnheit, seine Waldersee-Komödie müßte ein ewiges Niesenwerk tragikomischen Humors, eines über

Leiden und Lorben siegreich triumphierenden Sohnes werden. Auch die Missionare der verschiedenen christlichen Selbsteitsfabriken würden in solchem Werke vermutlich erscheinen, wie sie etwa einen Hausen mit den Köpfen zusammengebundener Chinesen am Rande ihres von ihnen selbst gekaufelten Massengrabes zwingen, vor ihrem Ende in machtvoller Chor, die Verse der Bergpredigt zu singen. Ja, wenn China heute einen Kristophanes hätte, so einen Teufelskel der richtenden und hinrichtenden Kunst!

Das ist das Ende des Radezuges der Ritter und Väter: Ein Hausen Trimmer und Leiden im fernsten Osten, und im lokalen Europa, eine große plötzliche Einfuhr chinesischer Seiden und Bronzen, wunder-bar gewirkter Teppiche und edler Metalle, eine Epidemie schmerzlicher Geschlechtskrankheiten, Sammlungen roher Humenbriefe und schließlich vielleicht einige preussische Medaeteure und Zeitungsschreiber, die wegen formeller Beleidigung der kleintalbrüger Kultur eingesperrt werden. O Welt des Christentums!

Vor Waldersee nach China geschickt wurde, war er ein von vielen gefürchteter Mann. Er stammte aus der Siöderschen Kunst, ein Politiker von unheimlicher Frömmigkeit, die sich mit einer kein Mittel verschmähenden Gewaltthätigkeit verband: wie eine Ede protestantische Kirche, aus der soeben die Wilderführer das letzte bißchen Kunst herausgeschleppt haben, nichts von Licht und Freude und Freiheit! In diesem lutherischen Großinquisitor, der gelegentlich für seine körperlichen Leiden bei dem Wunderthäter Ast Heilung gesucht haben soll, sah man den General, der den Umsturz niederhalten und die mittelalterliche Reaktion im Deutschen Reich gegen ihre Widersacher retten würde. Zu Waldersee blühten alle Schwärmer für Staatsstreiche und Karätschenpotifil hoffend empor, jene feudale Sippe vom Dung und Schlot, die da meint, daß die franke Zeit nur durch Blutbäder kuriert werden könnte.

Auch dies ist nun vorbei! Waldersee hat in China nicht nur seine von keinem Feuerversicherungsagenten specialisierte materielle Habe verloren, er hat auch seine politische Habe bei diesem Abenteuer eingeblüht, niemand fürchtet mehr diesen schwarzen Mann. Seine adbestene Macht ist in China zu Asche verbrannt. Er ist unmöglich als Staatsmann. Jeder würde ihn, wenn er im Reichstag erscheinen würde, nach seinem Marschallstab und seinem Leibloch fragen, und wie man bei Feuer am besten durchs Fenster entläme und warum er gedächte, seinen Vorbeervorschub zurückzuzahlen, und ob er sich mit Lord Roberts habe zusammen photographieren lassen.

Die Ruhe des Friedhofs, die der Oberstkommandierende der irdischen Zivilisation in China herzustellen versuchte, findet er gründlich bei seiner Rückkehr auf heimatlichem Boden. Auch das ist ein ingrinniger Hohn, daß der geplante Waldersee-Feierlaß nun just deshalb verkommen mußte, weil eine Frau gestorben, gegen deren Bestrebungen gerade jene christlichen Eitel der inneren Mission, die Waldersee einst kommandierte, unsgeheim die Scheiterhaufen schichteten. Der Hofdienst ist streng, und der Chinasieger muß, statt Lorbeeren Asche auf dem Haupt, tief ergriffen im Leichengefolge der toten Frau wandeln, in der er einst die liberale und die englische Gefahr verkörpert sah.

Aber das eine giebt wenigstens der Rückkehr der Kreuzzügler die rechte weißevoße Stimmung: Es ist still an den Ufern der Spree und der Elbe und des Rheins, wie es still an den Ufern des Peiho ward, als die christliche Kultur über das Land hereingebrochen war und in den verpesteten Wassern die Menschen-leichen sich drängten. Zwar die Kneipen sind gehäuft voll, der blöde Lärm, den die mit Wein und echten Vieren ausgestattete zarte Hand amnierender Weiblichkeit anzustiften vermag, tobt lauter denn je, die Bars der teuer schnapfenden Lebewelt empfehlen ihre bis 4 Uhr nachts geöffneten unheiligen Hallen aufdringlich an den Anschlag-säulen, aber kein Orchester, kein Klavier, keine Fidel tönt aus den zur Trauer verurteilten Stätten öffentlicher Geselligkeit. Eine allgemeine Preßensucht hat die Welt der Blattrafierten ergriffen. Ueberall sieht man die Schauspieler und Artisten mit ihren ledernen Handtaschen zu den Bahnhöfen eilen. Es zieht sie nach Vahern, Sachsen, Württemberg, nach der Schweiz und Oestreich, dorthin, wo es keine Landesstrauer giebt und keine jäh gelösten Kontrakte, und Arbeitslosigkeit und rücksichtlose Dietschuld. Ein Artist aus der Provinz schrieb uns dieser Tage, ob wir keine Verwendung für ihn wüßten; er empfehle sich zu Erdarbeiten und Steinlopfen, ein paar tausend Kollegen könne er leicht mitbringen. Ja, wenn jetzt der Mittelstand-Kanal gebaut würde, dann ließe sich vielleicht Nat schaffen — aber so giebt es zur Zeit gar keine Notstandsarbeiten für die in Folge der Landes-trauer erwerbslos gewordenen Künstler.

Es ist eine recht merkwürdige Auffassung von der Kunst, daß die Polizei sie für eine Entweihung ernster Trauer hält. Beethoven und Paul Linde, Goethe und Henry Wender, Shakespeare und Otto Julius Bierbaum — das ist unter Kollegen ganz egal, sie alle sind gleichermassen unwürdig, zu trauernden Seelen zu reden. Die neunte Sinfonie, Faust, Hamlet — sie haben nicht das Privileg der Schänke, sie müssen sich verbergen, wenn eine fürstliche Dame ins Grab sinkt. Freilich, Friedrich Wilhelm II., der Wasserfischling, der 1797 jene unsterbliche Kabinettsorder über die Landesstrauer erließ — oder war sie für ihn erlassen? — zählte mit Recht auch die theatralischen Schaustellungen unter die Lustbar-keiten, welche die Trauer stören. Denn dieser Fürst vertrat nur die Kunst, die seiner nach niedrigsten sinnlichen Reizungen bedürftigen Natur vergnüglich war. Allerlei mühslich-frommen, abergläubischen Zauberspiel ergeben, verfolgte er jede Erhabenheit des schöpferischen menschlichen Geistes. Und wie er die Freiheit des Gedankens

ächste und das wildeste Parrenum phantastischer Seltens häßselte, so hatte er natürlich auch kein Verständnis für große und ernste Kunst; darum ward ihm das Theater zur bloßen plumpen Lustbarkeit. Inzwischen aber hat man doch wohl den Anspruch zu verdienen gesucht, daß man die Bedeutung der Kunst zu würdigen verstehe — warum also blieb die Polizei bei der alten Anschauung stehen und sieht immer noch in der Kunst eine Schändung der Trauer. Sollte sich nicht vielmehr endlich die Erkenntnis durchringen, daß sich das e h t e Gefühl der Trauer in Nichts zu so reinen Höhen erhebt wie bei dem Schauen künstlerischer Gebilde! Nicht nur der Trauermarsch der Troica weiht den Tod, jede ernste Kunst adelt den Schmerz und verklärt die Thräne. Alles irdische Leid wird in der Kirche der Kunst geläutert. Sie ist der rechte Zufluchtsort der Weinenden, und wenn man ihr das Thor versperrt, so raubt man der Trauer die beste Weisheit.

Die Kulis in China atmen auf. Die „roten Barbaren“ haben das Land, das ihr Fleisch zu einem reichen Fruchtlande schuf, endlich verlassen. Jetzt beginnt wieder der fröhliche Krieg gegen die europäischen Kulis, diese frechen und unbotmäßigen Kulis, die sich gegen ihre Herren erheben und nicht mehr geduldig das Joch schleppen, das ihnen ihre Treiber auferlegt haben. Was ist der Bollkrieg, den uns die Junker und Regierungen erklärt haben, anders als eine Menschenjagd wider die deutschen Kulis! Aber in Deutschland sind die Sklaven erwacht, sie stehen nicht und sie beugen sich nicht — sie wollen und werden die Sieger bleiben. Und wenn wir auch nur unsren Namen auf Petitionsbogen schreiben, so ist solch Thun dennoch kein papierner Lärm, der in nichts zerfällt. Hinter jedem Namenszug redt sich ein trotziger Wille und das Zueinandersehen der Millionen Willen wächst zu einer Macht, der niemand sich zu widersetzen vermag — niemand! — J o c.

Kleines Feuilleton.

Vom Heiraten. „Und ich hätte es doch nicht gethan, ich weiß nicht, wie sie es hat thun können“ — sagte Frieda — „zwanzig Jahre ist er doch älter wie sie. Nein, ich verstehe Trude nicht.“

Die andern schrien alle durcheinander: „Was ist denn da zu verstehen?“

„Sehr vernünftig, daß sie ihn genommen hat!“
 „Hat er nicht eine brillante Stellung in der Gesellschaft? Wauker — denk' mal!“

„Und Geld soll er auch haben!“
 „Sehr viel Geld sogar!“
 „Sie macht eine Hochzeitsreise nach Norwegen.“
 „Und wenn sie ihn nicht genommen hätte, was wär denn dann?“

„Alte Jungfer hätte sie womöglich werden können! Zum zweiten Mal kommt doch keiner und heiratet so 'ne arme Weametzochter.“ Die blonde Käthe legte sich hinten über und warf Frieda einen entrüsteten Blick zu. Käthe lachte etwas: „Muß denn überhaupt geheiratet werden?“

„Na erlaub' mal!“
 „So eine Frage.“ — „Wißt Du etwa alte Jungfer werden?“ Sie sprachen wieder alle durcheinander.

„Dazu ist man doch überhaupt da,“ sagte Käthe.
 „Ehe ich einen nehme, der zwanzig Jahre älter ist, werde ich lieber alte Jungfer,“ beharrte Frieda.

„Na ja, wenn man einen kriegen kann, den man liebt, ist es natürlich am schönsten.“ Hedwig ließ die Hähle in den Schoß fallen und sah gedankenvoll vor sich hin: „Es ist nur bloß — die, die man liebt, haben gewöhnlich kein Geld.“

„Ne, meistens nicht!“ — „Leider nicht.“ Ein paar verstoßene Seufzer wurden laut.

„Jetzt denkt Frieda an ihren Studenten,“ mollerte sich Käthe, die andern lachten.

„Nein, das thut ich gar nicht. Du bist gräßlich Käthe!“
 Frieda wurde rot, dann warf sie den Kopf zurück: „Und überhaupt ist da gar nichts bei zu lachen. Ich warte auf ihn, und, wenn er Amtsrichter ist, heiraten wir uns.“

„Da kannst du lange warten“, sagte die kleine dicke Lotte — „zehn Jahre wenigstens.“

„Schad' ja nichts und wenn es zwölf sind.“

„Aber inzwischen wirst Du ja alt, — zehn Jahre, dann bist Du ja schon beinahe achtundzwanzig.“ Hedwig schlug die Hände zusammen.

„Und 'n Amtsrichter hat doch auch nicht soviel“ — philosophierte Käthe: „Was hast Du denn da groß? Doch auch man knapp das Durchkommen. Der Amtsrichter in unsrer Straße ist dies Jahr noch nicht mal verheiratet mit seiner Frau. Weil sie nämlich so viel Kinder haben, — sagt Mama — da können sie das nicht. Wenn Du mich denn auch acht Kinder kriegst?“

„Acht Kinder! — um Himmels willen! Nein, woran Käthe alles denkst!“ Lotte schrie auf.

„Ich würde auch nicht auf ihn warten“, sagte Hedwig.

„Nein — ganz gewiß nicht. Wenigstens binden würde ich mich nicht. Kannst ja inzwischen einen kennen lernen, der wirklich was ist und was hat, dann sitzt Du fest.“

„Sag ihm doch, wenn er was geworden ist, sollte er wiederkommen,“ riet Lotte.

„Wenn Du dann inzwischen keinen andern gefunden hast, kannst Du ihn ja immer noch nehmen. Aber auf ihn warten? nee — das thut man nicht!“

„Ich will ja aber gar keinen andern.“ Friedas Augen blickten. „Sie liebt ihn ja so sehr!“ — Käthe preßte die Hand aufs Herz und verdrehte die Augen.

„Na ja und sie wird ja auch nicht gleich acht Kinder kriegen,“ tröstete Lotte. „Ueberhaupt acht Kinder! Gräßlicher Gedanke. Wächst Ihr mal acht Kinder haben?“

„Schauderhaft!“ lachte Käthe.

„Und so gewöhnlich,“ stimmte Hedwig bei — „alle armen Leute haben so viel Kinder — ich möchte am liebsten gar keins haben.“

„Ach nein, gar keins nicht. Eins möcht' ich schon haben,“ lüchelte Käthe.

„Na ja eins — das wär aber auch das höchste“ — Hedwig wurde wieder eruster: „Nein wißt Ihr, Kinder machen soviel Arbeit, und all die Aufregung, die man mit ihnen hat. Wenn ich mal zu meiner Cousine komme, ist sicher irgendwas mit den Kindern. Das eine hat Halsweh, das andere Kopfschmerz, und wenn das kleinste nicht grade zahnt, muß es gefüttert werden. Emmy sitzt rein im Gefängnis mit den Kindern.“

„Na ja, Emmy hat auch kein Kindermädchen.“ Lotte rümpfte die Nase: „Wenn ich mal heirate, halt ich mir 'ne Amme.“

„Und wenn Du Dir keine Amme halten kannst?“ fragte Frieda.

„Dann heirate ich überhaupt erst gar nicht. Denkst Du, ich würde mich allein mit den Jöhren rumpladen? Fiel mir ja nicht im Traum ein.“

„Na mir auch nicht.“ — Käthe stimmte bei: „Nee, dann heiratet man lieber gar nicht. 'ne Amme muß ich mir auch mal halten können, und nachher 'n Kinderfräulein oder 'n Kindermädchen. Nee, solche Jöhrenzucht, das wär nichts für mich.“

„Aber die Kinder machen doch Freude, ich versteh' Euch gar nicht“ — Frieda starrte von einer zur andern — „ich weiß überhaupt nicht, wie Ihr seid, einen heiraten ohne Liebe.“

„Ach Gott, Du mit Deiner Liebe“ — Käthe lachte laut auf — „etwig fängst Du von der Liebe an. Was ist denn die Liebe? Die reine Einbildung, sage ich Dir. Heute denkt man, man liebt den, und wenn man ihn kriegt, denn wird es Gewohnheit, und kriegt man ihn nicht, denn heult man ein bißchen und bildet sich später bei einem andren dasselbe ein. Das ist die Liebe.“

„Ja, so ist es auch“ — Lotte nickte — „Mama sagt auch immer, die Liebe lernt sich in der Ehe.“

„Und Frieda braucht auch gar nicht so zu thun, als wäre sie allein die Poetische.“ Hedwig warf der Freundin einen gereizten Blick zu: „Ich habe es ja gleich gesagt, die Liebe ist das Schönste; wenn man nun aber den nicht kriegen kann, den man liebt —“

„Ja natürlich!“ — fiel Käthe ein: — „Das lernt sich, dann liebt man den, den man kriegen kann.“ —

— Ueber „Eisenbahn und Volkshumor“ plaudert die „Zeitschr. des Ver. für deutsche Eisenbahn-Verw.“. Vor allem war es die Lokomotive, die den Humor herausforderte. Während sie von einigen mit einem Hausier mit allen seinen guten Eigenschaften verglichen wurde, hatte sie bei andren etwas Uebernatürliches, Dämonisches. Die Kleidung der Führer bestand nach englischem Muster anfänglich aus schloßweißen Feinkleidern von englischem Wadstein, ebenförmigen Jaden und einem — Cylinderhut, und der gemeine Mann konnte sich die Sache nur durch Zauber oder Betrug, durch einen Trick erklären. „Een Vääd is doch drin!“ rief jener rheinische Bauer aus. So erklärten sich Namen wie: „Die Kaffeemühle des Teufels“, „Der Hegenkessel“, „Der Höllehengst“, wie sie Ende der 30er Jahre im Munde des Volkes gang und gäbe waren. Nächst der Lokomotive waren die Wagen die Zielscheibe des Volkswitzes. Benennung übertriebender Art, wie Viehstall, Jammer- oder Marterlasten, Schwiglasten für die Personewagen waren etwas Alltägliches. Mehr noch mußten die verschiedenen Wagenanschriften, die Eigentumsmerkmale in abgeklärter Form erhalten, um der Spottsucht zu fröhnen oder der gegen die eine oder andre Verwaltung herrschenden Mißstimmung Ausdruck zu verleihen, oder auf politische oder Tagesfragen anzuspähen. Man las da die Anschrift der Wagen der böhmischen Westbahn (W. B. B.) mit: „Vietet wenig Bequemlichkeit!“ „S. N. D. B. B.“ (süd-norddeutsche Verbindungsbahn) übersehte man kurzer Hand mit: „Sieh' nach Deutschland, verflitzter Böhm!“ „K. N. B.“ (Kronprinz Rudolf-Bahn) hieß: „Keine rentable Bahn!“ „K. M. E.“ (König-Rindener Eisenbahn): „Kann' mich erst!“ „N. O. U. E.“ (Neckar-Oderufer-Eisenbahn): „Reichthum oben, unten Elend!“ „D. T. E.“ (Oppeln-Tarnowiger Eisenbahn): „O traurige Befindung!“ — Harmloser Klangen: „K. B. St. E.“ (Igl. württembergische Staatseisenbahn): „Komm, Weible, steig ein!“ „G. O. E.“ (großherzoglich oldenburgische Eisenbahnen): „Ganz ohne Eile!“ Bizbolde fanden bald auch Schlagwörter für bestimmte Arten von Zügen. Bald sprach man im Volke allgemein im Gegenfatz zum „Kurier“ von Wummelzügen (statt Personenzügen), von „Lumpensammelnern“. Die Einführung der automatischen Bremse brachte die Scherzfrage: welches wohl das stärkste Insekt sei. Antwort: die Rothbremse, denn sie kann einen ganzen Eisenbahzug zum Stehen bringen. —

Kulturgegeschichtliches.

— Pestschug im 17. Jahrhundert. Bekanntlich war die Pest im 16. und 17. Jahrhundert in Europa fast einheimisch geworden. In Frankreich erlosch sie unter Ludwig XIV., und

es ist nicht ausgeschlossen, daß die dortigen Schutzmaßnahmen hierzu wesentlich beigetragen haben. Pierre Lalande bespricht, wie die „Köln. Volksztg.“ schreibt, in der Pariser „Revue Bleue“ die damals üblichen Mittel zur Bekämpfung der Seuche. Jeder Erkrankte wurde sofort isoliert. Die Reichen schloß man mit einem Diener in ihr Haus ein, das durch ein weißes Kreuz gekennzeichnet wurde; die Armen ließ man durch die sogenannten „Naben“ — Landstreicher oder verworfene Menschen — in einem besonderen Seuchenhause unterbringen, wo ärztliche „Lehrlinge“ und Ordensleute sie recht und schlecht behandelten. In Paris bestanden zwei solcher Pestspitäler. Sobald die Krankheit um sich griff, wurde eine Art Belagerungszustand erklärt. Auch Gesunde durften ihre Wohnungen nicht verlassen und kein Fenster öffnen. Die Verpflegung der Einwohnerschaft übernahm die Stadtbehörde, welche Brot backen, Wein und Wasser verteilen ließ. Die Nahrungsmittel wurden in jedes Haus durch eine hölzerne Rinne eingeführt, da die Thür verschlossen bleiben mußte. Auf den öffentlichen Plätzen verbrannte man Würzkräuter; Schaupiele, Märkte und Messen waren selbstverständlich streng untersagt; Landstreicher und Fremde wurden unter Androhung des Galgens aus der Stadt gewiesen; wer das weiße Kreuz an einem durchstreuten Hause entfernte, wurde erschossen. Von 1619 bis 1680 war Paris naheinander vom Verkehr mit Holland, Vohringen, Marseille, Tournai, Lille, Rouen, Dieppe usw. abgeschnitten. Besondere Beamte — prévôts de la santé — hatten alle verdächtigen Erkrankungen zu erkunden und den Mäntchern — parfumeurs — die zu desinfizierenden Stellen anzugeben. Im scharfen Gegensatz zu diesen bis auf die Art der Desinfektion ganz vernünftigen Vorbeugungsmaßnahmen stand die ärztliche Behandlung. Der eine Arzt ließ dem Pestkranken eine in Knoblauchsaft geweihte Taube auf die Brust legen, der andre verordnete eine Amalgam von Arsenik und Quecksilber, der dritte das Tragen eines Säckchens mit Pyrethrum, Basilicum, Euphorbium, Remyphar oder gepulverten Mos. Durchweg herrschte der Glaube, daß starke Gerüche die Seuche verdrängen. Viele Leute hielten sich infolgedessen mit Vorliebe in der Nähe alter Ziegenböcke auf oder trugen faule Krebse mit sich herum, deren Gestank „die schlechte Luft“ von den Kleibern abhalten sollte. Kein Arzt näherte sich einem Kranken, ohne vorher einen „Anebel“ von Kräutern zwischen die Lippen gesteckt zu haben. —

Aus dem Tierleben.

— Parasiten gegen Parasiten. Gegen die San-José-Schildlaus, welche in Amerika ungeheure Verwüstungen in den Obstplantagen anrichtet, scheint man in Kalifornien mit bestem Erfolg andere Insekten zu benutzen, welche die Schildläuse vernichten. W. G. Johnson schreibt darüber in einer amerikanischen Zeitschrift: „Während der letzten acht Jahre habe ich Beobachtungen an den natürlichen Feinden gemacht, welche den Schildlaus-Insekten nachstellen und manche Arten gezogen, wovon einige von besonderer Wichtigkeit sind. Gegenwärtig sind vier Arten von wirklichen Parasiten bekannt, welche sich von der San-José-Schildlaus ernähren. Drei davon wurden im Süden gefunden, die andre wurde von Schildläusen in Kalifornien gezogen. Der wichtigste Parasit ist *Aphelinus fuscipennis*, derselbe hat sich aber, so viel bis jetzt bekannt ist, nicht zahlreich in den von der Schildlaus befallenen Obstgärten gezeigt. Im Herbst 1899 entdeckte ich eine Kolonie dieser Parasiten in einem großen Obstgarten auf der Delaware und Maryland-Halbinsel.“

Dieselben sind außerordentlich kleine, wespenähnliche Insekten, deren Larve sich von der Schildlaus nährt. Um anzufinden, ob dieser kleine Freund in einem Obstgarten vorhanden sei, zerschneid ich vier Zoll lange Zweige, die Schildläuse enthielten und brachte dieselben in fünf Zoll lange Glasröhren, deren Enden mit Baumwolle zugestopft waren. Im Falle, daß Parasiten vorhanden waren, konnten dieselben nach wenigen Tagen auf der Innenseite des Glases kriechend gesehen werden. In einem Falle wurden 1478 Parasiten aus einer einzigen Glasröhre genommen, 1114 von einer andern und über 1000 von einer dritten. Dies war die erste wichtige Entdeckung von dem zahlreichen Vorhandensein dieser kleinen Freunde im östlichen Teile der Vereinigten Staaten.

Einige Tage vor dieser Entdeckung gab ich dem Eigentümer des Gartens den Rat, alle stark angestockten Bäume zu verbrennen. Unmittelbar nach der Auffindung der Parasiten wurde ihm geraten, alles angegriffene Holz zu schneiden und aufzuhäufen, mit der besonderen Weisung, dasselbe nicht zu verbrennen. Wäre das Holz verbrannt worden, so wären auch sämtliche Parasiten zu Grunde gegangen. Andererseits, wo Zweige im Garten gelassen wurden, entzamen die kleinen Insekten und richteten ihren Angriff auf die schädlichen Schildläuse auf anderen Bäumen, wo dieselben unbemerkt geblieben waren.

Es liegt im Interesse des Obstzüchters, der Natur in dieser Angelegenheit hilfreich zur Seite zu stehen. Wir können nicht zu viel von diesen kleinen Freunden erwarten, und jeder Obstzüchter sollte sich alle Mühe geben, der weiteren Ausbreitung der Schildlaus Einhalt zu thun und zu derselben Zeit die Entwidmung des Todfeindes der letzteren zu fördern suchen. Reste, welche diese kleinen Parasiten enthalten, wurden in großer Anzahl nach vielen großen Obstgärten in Maryland gefandt, und es ist zu hoffen, daß dieselben auch in den Staaten heimisch werden, wo sie bis jetzt noch unbekannt sind.“ — (Hans, Hof und Garten.)

Hydrographisches.

— Die praktische Verwertung der Tiroler Wasserkräfte bespricht E. M. Menghini in einer von der Tiroler Handels- und Gewerbekammer herausgegebenen Schrift „Tirols Wasserkräfte und deren Verwertung“. Es heißt darin: „Fast an der bairisch-tiroler Grenze liegt 920 Meter über dem Meere das große, etwa 9 Kilometer lange Wasserbecken des Achen-Sees, das in Bezug auf die Möglichkeit industrieller Kraftausnutzung einem von Menschenhand geschaffenen künstlichen Stausee auf ein Haar entspricht. Denn nur ein ganz schmaler Moränenwall, durch den mit Leichtigkeit ein Stollen gegraben werden könnte, trennt diesen hochgelegenen Berg-See von dem 400 Meter niedrigeren Juntthal. Dieser See könnte das ganze reichbesiedelte untere Juntthal mit Kraft und Licht versorgen. In früheren Jahrtausenden hat sich ja auch der Achen-See nicht wie jetzt nach Norden, sondern nach Süden in den Jnn ergossen, bis der Jungletzer der Eiszeit einen Moränenwall vorschob und damit kostenlos jene Ausflutung wirkte, die jetzt an der Urstahlsperre in der Eifel durch Menschenhand mit einem Kostenaufwand von mehreren Millionen ins Werk gesetzt wird. Nicht überaß hat die Natur in solcher Weise dem Menschen vorgearbeitet, wohl aber vielfach Bedingungen geschaffen, die zu künstlichen Thalsperren und künstlichen Stau-Seen geradezu einzuladen scheinen. So ist es beispielsweise im langgestreckten, aber schmalen Dextthal, dessen hüfisenförmige Bergumrahmung das äußerst schwach besiedelte Hochgebirgsthäl an verschiedenen Stellen derartig einengt, daß mit verhältnismäßig geringen Mitteln ungeheure Wassermassen aufgespeichert werden könnten. Vielfach kommen bei den Wasserläufen Tirols Gefälle von Hunderten von Metern in Betracht. Wie groß die erzielbare Kraftmenge sein würde, läßt sich einzuweilen auch nicht mit annähernder Sicherheit feststellen. Aber wenn wir hören, daß eine deutsche Gesellschaft bei Prug-Nied aus einem verhältnismäßig winzigen Gewässer, dem Jagenbach, 20. bis 30 000 Pferdekraft erzielt will, so läßt sich leicht ermessen, welche Kraftmengen mit all den vielen Zuflüssen des Jnn, der Etzh usw. unbenutzt davonsfließen.“

Humoristisches.

— Heimweh. Bekannt: „Was macht denn der junge Schweizer, der bei Ihnen in der Lehre ist?“
Musikalienhändler: „Na, wissen Sie, mit dem Menschen ist's bald nicht mehr auszuhalten; der sitzt den ganzen Tag oben auf der Leiter und jodelt!“ —

— Pantoffelheld. Ingenieursgattin: „Eduard, was plauderst Du so lange mit dem Nachbar — erkünde lieber 'was!'“ —

Notizen.

— Wilhelm Raabe soll zu seinem 70. Geburtstag ein „eignes Heim auf eigener Scholle“ geschenkt bekommen, nachdem aus der geplanten Gesamtausgabe seiner Werke nichts geworden ist. Der „Klingelbeutel“ geht zu diesem Zwecke um. —

— George Kennan, der Verfasser von „Sibirien“, ist aus Rußland ausgewiesen worden. —

— Ein großes musikalisches Sammelwerk soll demnächst in Oesterreich mit Unterstützung des österreichischen und ungarischen Unterrichtsministers herausgegeben werden. Das Werk wird Kompositionen musikalischer Klassiker und der hervorragendsten modernen Meister bringen. Der Titel des Werkes, dessen Preis ein sehr niedriger sein soll, wird „Universal-Edition“ lauten; es wird in deutscher, englischer und französischer Sprache erscheinen. —

— Ludwig Thomas' Komödie „Die Medaille“ wird in Wolzogens „Vuntem Theater“ ihre Erstaufführung erleben. —

— „Die rote Ampel“, ein Schwank von Curt Kraay und Wilhelm Jacoby, ist vom Stuttgarter Apollo-Theater und vom Kölner Residenz-Theater zur Aufführung erworben worden. —

— „Der Dorfkolobold“, ein Lustspiel von Schulte vom Brühl, wurde bei der Erstaufführung im Wildbader Theater freundlich aufgenommen. —

— Das Projekt eines Oberösterreichischen Städtebundes-Theaters ist gescheitert. Die Stadtverordneten von Rattowitz lehnten entgegen dem Magistratsantrag jede Beteiligung an den Kosten des mit Staatshilfe zu errichtenden Städtebund-Theaters ab. —

— Ueber den Wassergehalt der Wolken hat W. Conrad während eines dreimonatigen Aufenthaltes auf dem hohen Comblid sowie durch Messungen auf dem Schneeberg und Schafberg neue Untersuchungen angestellt und dabei nach der „Naturw. Rundsch.“ folgende Ergebnisse erhalten: Wolken mit einer Schweite von über 110 Meter haben einen verschwindend kleinen Wassergehalt, Wolken mit 12 Meter Schweite sind als sehr dicht zu bezeichnen und enthalten etwa 5 Gramm flüssiges Wasser in Kubikmeter. Die auf optischem Wege gemessenen Durchmesser der Tröpfchen in den Wolken schwanken zwischen 27 und 37 Mikren (gleich ein Tausendstel Millimeter). —